

Aus den Erinnerungen eines alten Basler-Bepi

Autor(en): Jakob Mähly
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1902

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/4fdd63f9-bc1c-4381-96aa-ae667e760760>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

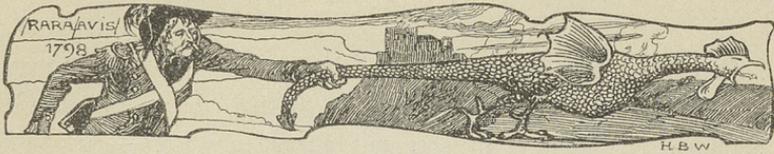
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Aus den Erinnerungen eines alten Basler-Beppi.

Von Prof. J. Mähly.



In orthographiis war mein Vater der Mutter überlegen, obwohl er einige Schrullen hatte, die ich ihm mit aller Belehrung nicht austreiben konnte und die er bis an sein seliges Ende beibehielt. So schrieb er seinen Vornamen Jaques nicht bloß immer in der französischen Form (was ich ihm nicht verdachte, niemals in der deutschen, Jakob, obschon ihn seine Eltern, Geschwister und Freunde konsequent Beppi nannten), sondern stets mit Einschlebung eines sehr überflüssigen, ja falschen e hinter dem J Jaques, mit der Motivierung, daß das J weich gehaucht werden müsse; diese Wirkung übe das eingeschobene e aus, Jaques laute weicher als chaque. Letzteres war ja allerdings richtig; aber ich suchte ihm vergebens zu demonstrieren, das liege bereits in der lautlichen Verschiedenheit des j und des ch. Ich mußte ihn in seinem Wahne lassen, der mir weiter kein Herzeleid machte; aber ärgerlich wurde mir auf die Länge ein anderer Lapsus, den er sich Zeit seines Lebens zu schulden kommen ließ, ohne jemals bessere Belehrung annehmen zu wollen; er schrieb nämlich gerade das Wort falsch, das seinen Beruf bezeichnete, nämlich Küfer, das er zu Kiefer ver-

umstaltete. Ich mochte ihm hundertmal vorhalten, Küfer hänge mit Kufe zusammen, wie Bötticher mit Bottich, Töpfer mit Topf, Künstler mit Kunst, Pfründer mit Pfrund u. s. w. — es half nichts, er versteifte sich immer darauf, man spreche in Basel den Vokal in Kiefer gerade so aus, wie in Brief, tief, schief, rief zc.; kein Mensch schreibe und spreche: Brüs, tüf u. s. w. Ich mochte ihm lange vorhalten, daß Kiefer ein ganz anderes Wort sei und etwas ganz anderes bedeute, nämlich eine Nadelbaumart, und daß Baseldeutsch und Gutdeutsch zwei verschiedene Dinge seien — er wollte darauf nicht eingehen und behauptete, er schreibe seine Neujahrsrechnungen (Conti) für Basler Kunden und nicht für Gutdeutsche und darum bleibe er bei Kiefer. — Und gerade dieser Trumpf war es, der mich ärgerte, weil durch die Ueberschrift jener Rechnungen „Nota von S. Mähly, Kiefer“ eine große Anzahl von Leuten, nämlich seine sämtlichen Kunden, auf die orthographische Unzulänglichkeit ihres Kellerverwalters aufmerksam gemacht wurden. Es half auch nichts, daß die markige Gestalt eines damals in Basel viel genannten und bekannten, an Bildung das bürgerliche Niveau hochübertreffenden Mannes mich unterstützte und dem alten Schulfreund — das war mein Vater — den Standpunkt klar machte, — nämlich die Gestalt Kölners des Sauren, dessen ebenso bekannter und begabter, leider aber „propter nimium est“ verkommener Vater während einer Reihe von Jahren am Gymnasium zu Basel das magistrale Scepter geschwungen hatte. Schräg gegenüber unserem Hause, am Eingang der Malzgasse, wohnten Verwandte des sauren Kölner, die dieser oft besuchte, aber selten, ohne bei meinem Vater vorzusprechen, der stets ein Gläschen Likör (Nuszwasser) für den „cher ami“ bereit hielt. Kölner vergalt dann gewöhnlich diesen Liebesdienst mit der Erzählung irgend einer Schmurze oder Anekdote aus seinen Basler Erlebnissen und Erfahrungen, die er haufenweise in seinem Gedächtnis aufgespeichert

hatte und übrigens gern zum Besten gab. Er war ein unvergleichlicher Gaufer und wußte auch das Unbedeutendste in so drastische Wendungen einzukleiden und mit einem solchen Sprühfeuer von Witworten zu illustrieren, daß es ein wahres Vergnügen war, ihm zuzuhören. Mit der Regierung und den Gerichten stand er nicht immer auf dem freundschaftlichsten Fuße, und wenn diese sich irgend einmal blamiert oder (wie man hier zu Lande sagt) den „letzten Finger verbunden“ hatten (was ja auch geschiedten Leuten passieren kann), so pflegte Kölner seiner Freude darüber ungeheuerlichen Ausdruck zu geben. So z. B. als mein Vater sich vor Gericht zu verantworten hatte wegen eines angeblichen unzeitigen Späzes, den er sich anlässlich einer Volkszählung in den dreißiger Jahren auf dem sacrosankten Einschreibebogen sollte erlaubt haben. Er hatte nämlich wirklich und wahrhaftig die drei im Hause anwesenden dienenden Geister mit den Namen Jakob Dechslin (Gefelle), Susanna Stierlin (Magd) und Mathias Schäfer (Lehrjunge) eingetragen, wie man sieht, eine wahre Stallbevölkerung! Die Behörde nahm das, was doch ein bloßer neckischer Zufall war, für den mein Vater nicht verantwortlich war, für einen schlechten unbotmäßigen Witz und stellte meinen Vater unter die Dachtraufe einer strengen Strafpredigt, die wahrscheinlich in eine Geldstrafe ausgemündet wäre, hätte nicht der Beklagte durch Vorzeigung der polizeilich legitimierten Heimatscheine sein gutes Recht beweisen können.

„Und das hast du dir gefallen lassen?“ fragte der Saure, dem es mein Vater erzählte.

„Was sollte ich thun?“

„Da hättest du wirklich deine dreiköpfige Stallbevölkerung noch mit einem Glied Nr. 4 vermehren sollen, nämlich mit dir als Meister und Gesel! Wer wird sich das von einer so tölpelhaft dreinfahrenden Behörde bieten lassen? Ich hätte mindestens für einen halben verjämten Tag Entschädigung verlangt.“

Mir wollte es scheinen, der Saure habe nicht so ganz Unrecht!

Bei einem anderen Anlaß hatte es ihm mein Vater recht gemacht und Kölner lobte ihn ob seinem Thun. Nämlich: unter dem vorspringenden Dache unseres Hinterhauses, das sich längs der Schanze hinzog, hatte mein Vater eine Partie Holz aufgeschichtet, das er zu seinem Berufe (Herstellung von Fässern) brauchte. An diesen unschuldigen Holzstücken, die keinem Menschen etwas zu Leide thaten, hatte irgend ein Magistrat, der vielleicht des Nachts — es brannten damals noch keine Gas- oder gar elektrischen Laternen, am allerwenigsten auf den Schanzen — etwas schief gegangen und auf den „Holzweg“ geraten war, Anstoß genommen, hatte wegen „widerrechtlicher Benutzung einer Verkehrsstraße“ (!) Anzeige gemacht und meinem Vater war der Holzplatz rundweg abdekretiert worden. Zum Glück befand sich aber nicht weit von unserer Wohnung entfernt ein anderer Hausbesitzer und gleichfalls Handwerker in ganz gleicher Lage, ohne daß ihm je von Obrigkeitwegen der gleiche Ufas wie meinem Vater zugestellt worden wäre. Der Unterschied in der Rechtsfrage war nur der, daß jener Hausbesitzer sein Holz längs der St. Albanschanze und nicht längs der Aeschenchanze liegen hatte; daß er ferner ein Zimmermann, kein Küfer, und daß er, drittens, kein schlichter Bürger, sondern der hochweise Bürgermeister war. Mein Vater in seinem schlichten Unterthanenverstande fand nun aber, daß diese Sachlage noch keine genügende Handhabe zur Aufstellung eines doppelten Rechtes biete, sondern, daß, was für den schlichten Bürger recht, für den Bürgermeister billig sei, und so erklärte er seinen hochgeachteten Herren frei und offen, er werde sich ihrem Urteilspruche erst dann beugen, wenn er höre, daß an den hochweisen Herrn Bürgermeister das gleiche Begehren gestellt worden sei. Diese Kunde gelangte aber, so lange er lebte, nie zu seinen Ohren, und so blieb denn beiderseits das alte Holz am alten Platz, und Kölner der Saure fand das in der Ordnung.

Ein anderer ähnlicher Fall ereignete sich, als der Saure schon längst bei seinen Vätern im himmlischen Jerusalem versammelt war und ebenso der Herr Bürgermeister; dafür war aber des letzteren Sohn in diesen Fall Nr. 2 impliziert und zwar als Präsident des Baugerichts. Der Fall war auch jetzt wieder ein „hölzerner,“ er betraf nämlich einen Holzschopf. Dieser stand mitten auf Grund und Boden meines Vaters, sollte nun aber gemäß einer lakonischen und drakonischen Aufforderung des Baugerichts binnen so und so viel Tagen — ich weiß die Frist nicht mehr genau anzugeben, aber sie war sehr kurz! — von seiner Stelle weg und weiter nach hinten verlegt werden. Mein Vater fragte sich, ob eine solche Zumutung, ganz abgesehen von ihrer wenig civilen, in barschem, befehlshaberischem Ton gehaltenen Form, an ihn gestellt werden dürfe. Er sagte sich im Stillen: Nein! und wiederholte dieses Nein mit lauter, vielleicht mehr als nötig lauter Stimme, als er bald darauf den prääsidentiellen Baugerichtsherrn, der zufällig auch von Beruf ein Bauherr war, auf der Straße traf und ihn, nach einem „vertraulichen“ Schlag auf die Achsel, als einen „Mann des Handwerks,“ wie er, der Interpellant, auch einer sei, zur Rede stellte. Das Resultat war, daß der Schopf bis auf weiteres stehen blieb. Kurz darauf sah ich, beim Eintreten in ein Kleidermagazin, einen Herrn in Hemdärmeln dastehen, der sich das Maß nehmen ließ. Er kam sofort auf mich zu und fragte mich, was mein „Herr Papa“ mit — jetzt folgte der Eigenname des Baugerichtspräsidenten, aber in Begleitung eines Epithetons, das man nicht gerade als ornans bezeichnen kann, und aus dem ich sofort merkte, daß die beiden Gerichtsherrn (auch mein Fragesteller war nämlich Mitglied des Baugerichts, er war sogar, ich weiß nicht mehr, ob damals noch oder nicht mehr, Bürgermeister) nicht in bestem Einvernehmen miteinander standen — er fragte also, was mein Vater für einen Handel mit dem X gehabt habe. Als ich das Ergebnis

erzählt hatte, sagte er: „Einen schönen Gruß an Ihren Herrn Papa, und wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, so hätte ich dem — hier folgte nochmals der Eigename mit dem Epitheton — statt mit der Hand auf die Achsel mit dem Küferschlägel gewunken!“ —

Zu der Zeit, da ich noch auf der Schulbank der Mittelschule saß, und des großen Julius Cäsars „Memoiren über den gallischen Krieg“ übersetzen half, sah ich allwöchentlich zu einer bestimmten Tagesstunde (zwischen 11 und 12 Uhr) einen friedlicheren Militär als Cäsar war, vor unserem Hause die Wache inspizieren, es war ein Offizier der Stadtgarnison, ein jovialer, in der Stadt wohlgekannter Herr, mit Namen Stöcklin, Hauptmann Stöcklin. Merkwürdigerweise geriet dieser sehr moderne Stratege durch Schuld eines meiner Mitschüler auch in den Trubel jenes antiken, 1700—1800 Jahre vor seiner Geburt spielenden gallischen Krieges hinein. Cäsar erwähnt in irgend einem Kapitel seiner Memoiren anlässlich einer unbedeutenden Affaire einen Centurio Baculus, und als die betreffende Stelle in der Lateinstunde überetzt wurde, verdeutschte der Schüler, ich weiß nicht mehr, wer er war, auch nicht, ob es mit Wissen und Willen geschah, da doch Eigennamen sonst nicht überetzt wurden, flottweg: Hauptmann Stöcklin, anstatt Hauptmann Baculus. Es war wirklich die genaue wortgetreue Verdeutschung. Man kann sich das Halloh der Klasse denken! Ob dem guten baslerischen Hauptmann diese seine unfreiwillige, übrigens sehr zahme und unblutige Teilnahme an dem großen gallischen Krieg jemals zu Ohren gekommen ist, weiß ich nicht zu sagen. Ich weiß auch nicht, was sein Kollege, der Herr Lieutenant B., den die Standestruppe den Lieutenant „Feuerteufel“ nannte, dazu gesagt haben würde, wenn sein Name im lateinischen Gewand jenes Kapitels in Cäsars „Memoiren“ geziert haben würde. Gewiß hätte ihm der „Hauptmann“ gefallen, denn er hätte darin den Vorgesmack

des Avancements genoſſen, ſintemal er dazumal erſt Lieutenant war, aber ſpäter es zum eidgenöſſiſchen Oberſt brachte. Im übrigen war jener Soldatename „Feuerteuſel“ nicht ungeſchickt und entſprach durchaus dem Charakter des alſo Bezeichneten, denn dieſer war „Feuer und Flamme“ für den Soldatenſtand und das Kriegswesen, ein unerbittlicher Draufloſſtürmer und Dreinſchlagener, deſſen Patriotismus auch in Friedenszeiten immer in Helm und Harniſch einherging und ſtets in Eiſen klirrte. Ein Glück, daß er wenig oder gar keine Gelegenheit fand, ſeinen Feuereifer auch durch die Praxis zu bethätigen, ich meine: ein Glück, daß unſerer Schweiz der Segen des Friedens gegönnt war, und ſo lange B. lebte und wirkte, die Bekanntschaft des Kriegsgottes Mars bis auf ein einziges Mal erſpart blieb. B. konnte ſich daher höchſtens bei Truppenzuſammenzügen in einer gewiſſen militäriſchen Glorie zeigen. Ob ſein kriegeriſcher Schwerpunkt mehr in der Taktik oder in der Strategie lag, kann ich als Laie nicht beurteilen, aber das weiß ich, daß niemand an ſeinem guten Willen und ſeinen militäriſchen Fähigkeiten zweifelte. Wehe dem, der an ſeinen ſoldatiſchen Manieren, die auch in bürgerlichen Angelegenheiten ſich nicht vertuſchen ließen, keinen Geſchmack fand und es ihm zu verſtehen gab; der Feuerteuſel ging auch am ordinärſten Zunder los! Das empfand einſt auch der Schreiber dieſer Zeilen, der ihn ſchon als Knabe kennen und bewundern gelernt hatte, bewundern nämlich, wenn B. zur Inſpektion auf die Wachtſtube kam und den herausgetretenen friedlichen Kriegern mit regelrechter, d. h. weithin ſchallender Kommandostimme:

Schultert's Örrr (d. h. Gewehr)!

Präſentiert's Örrr!

In Arm 's Örrr!

Hoch 's Örrr!

Trett' ab!

das Exercitium abnahm. Erſt nach langer Beobachtung wurde es

mir klar, was diese seltsame Koppelung des r-Lautes mit dem vorhergehenden Vokal zu bedeuten hatte. Der Buchstabe r hat unter seinen Kollegen im ABC keinen, der ihm an Wucht und Wirkung gleichkäme, er ist der Liebling aller Heldennaturen, er muß etwas an sich haben, was den Hörern imponiert, was den Sinn für Disziplin kräftigt und die Autorität des Sprechenden erhöht. Ich sage dies in unverbrüchlichem Ernst; Scherz würde ich mir gegen einen so ernsthaft angelegten Mann nie erlauben, der im bürgerlichen Leben nur wenig, im Militärdienst aber gar keinen Spaß verstand. Das erfuhr unter anderm auch einer meiner Spielkameraden bei Anlaß des ersten Truppenzusammenzuges am Luciensteig. Dort schritt er als simpler Soldat neben seinem damaligen Chef, unserm B., einher, der, hoch zu Roß, den blanken Degen in der Hand hielt. In einem Anflug guter Laune, der im strengen Militärdienste immer etwas Mißliches hat und unzeitgemäß ist, fragte mein Kamerad seinen berittenen Bajard: „Herr Hauptmann, darf ich Ihnen den Degen reinigen? —

„Er ist nicht rostig!“ lautete die Antwort.

„Aber vielleicht blutig!“ replizierte der dienstbeflissene Soldat.

Nun waren aber, wie jedermann fühlt und auch der Hauptmann merkte, weder Frage noch Replik naiv, sondern vorwitzig-tendenziös und höchst unehrerbietig, denn Blut fluß damals keines am Luciensteig als höchstens das von geschlachteten Ochsen für die Armee, und wer am Degen jenes Kommandanten Blut vermutete, stempelte diesen dadurch im Scherze zu einem soeben siegreich aus der Schlacht zurückkehrenden Helden, d. h. er gab zu verstehen, daß er ihm diesen ehrgeizigen Gedanken unterlegte. Der Kommandant verstand diesmal den Spaß und war verstimmt, und der vorwitzige Soldat hatte diese Verstimmung mit einigen Tagen strengen Arrestes zu büßen, daher er denn später von diesem Aufenthalt als von seiner „Billeggiatur am Luciensteig“ sprach.

Von dem (oben angedeuteten) soldatisch ungenierten Wejen unjeres Offiziers weiß der Schreiber dieser Zeilen auch ein Mütterchen aus persönlicher Erfahrung zu erzählen:

B. war Meister einer Zunft und hatte als solcher pflicht- und statutengemäß den Vormündern (Vögten) der Witwen und Waisen verstorbenen Zunftbrüder das Handgelübde der Treue und Ehrlichkeit in der Verwaltung des Vermögens der Pupillen abzunehmen. Nun war ich auch einmal mit einer solchen vögtlichen Verwaltung betraut und insolgedessen vom Meister der Zunft zur Ablegung jenes Gelübdes in seiner Wohnung aufgefordert worden. Ich kam zur fixierten Stunde, ich sah vieles, nur nicht den Zunftmeister, und ging wieder nach längerem Warten. Einige Tage später traf ich zufällig den Herrn Zunftmeister bei strömendem Regen in einem engen Gäßchen. Er kam auf mich zu, murmelte einige Worte der Entschuldigung und schlug mir vor, die Sache hier, wo wir standen, abzuthun. Ich bin auch nicht gerade ceremonieell gestimmt, — aber ein Handgelübde unter freiem Himmel, bei strömendem Regen, mit nassen Händen widerstrebte mir denn doch, und ich fand und sagte ihm auch, das wäre gegen die bürgerliche Disziplin. Beleidigte ihn dieser Ausdruck und fand er einen Stachel darin? Ich weiß es nicht, aber das Blut stieg ihm ins Gesicht, und er entließ mich höchst ungnädig, wozu allerdings noch beitrug, daß ich ihm über seinen Jungen — ein daheim und ganz besonders in der Schule sehr schlimmes Früchtchen — nicht Red' und Antwort stehen wollte. Wie die Gelübdeangelegenheit schließlich verlief, entsinne ich mich nicht mehr, aber das ist gewiß, daß wir, Vater B. und ich, uns Zeit Lebens nicht mehr nahe traten; wir blieben in Theorie und Praxis verschiedene und geschiedene Leute!

In unserer Vorstadt waren die Kriegsgurgeln nur schwach vertreten; desto mehr die Jagdgurgeln. Einige Handwerker waren gewaltige Nimrode, sie legten wohl die Hand ans Werk, aber eben

nicht an ihr Handwerk, sondern an das Waidmannswerk und an andere Freudenbecher des irdischen Daseins. Neben dem eisernen Rohr der Jagdflinte wurde auch das hölzerne Spickrohr — ein jetzt aus Abschied und Traktanden gefallenes Möbel — hoch in Ehren gehalten, auch das Kegelspiel blühte nicht bloß an Fest- und Ruhetagen, sondern man konnte an jedem Tage die Kugel rollen und die Regel fallen hören, begleitet von dem Halloh der Spielenden. Das eine oder das andere Jagdibyll dieser Sportsmen habe ich früher einmal an einem anderen Ort erzählt und mag mich hier nicht wiederholen, nur will ich hier beifügen, daß sich mein Vater weder für das Kriegshandwerk noch für den Jagdsport stark interessierte. Was ersteres betrifft, so war er froh, wenn er vor den obligaten Landwehrübungen am Petersgraben, im Klingenthal und auf der Schützenmatte das Lederzeug seiner Uniform aus der Hand eines Stadtsoldaten sauber gepuzt zurückbekam und sie nach den üblichen Schaustellungen wieder ausziehen durfte, und doch freute es ihn um der Mutter willen, als er einmal beim sogenannten „Gaben-schießen“ auf der Schützenmatte einen kupfernen Wasserkessel heraus schoß. Dieser fristete sein Leben in der Küche, bis das jeden Augenblick dienstwillige Grellinger Wasser dem früheren Wasserbehälter gleichsam den Boden ausschlug. Er hat dann bei einem Kupferschmied sein letztes Stündlein schlagen hören. Im übrigen hätte mein Vater mit anderer erblicher Belastung auch die des esprit militaire von meinem Großvater, dem Warensejnal Achilles Mähly erben können. Denn dieser war in seinen „ledigen Zeiten“ ein entschiedener Freund des Waffenhandwerks. Ich besitze noch seinen Degen, den er als berittener Offizier im Feldlager des Prinzen von Condé trug. Er hatte sich in dessen Heer anwerben lassen und kam dann aus irgend einer Gegend des Sundgau — merkwürdigerweise mitsamt seinem Rößlein — in die Heimat zurück. Im Felde hatte er den späteren General Barbenègre, den bekannten

Verteidiger von Hünningen, kennen gelernt und es sich später (1815), als die ausgehungerte Festung sich hatte ergeben müssen, nicht nehmen lassen, durch einen Besuch beim Festungskommandanten und einige mitgebrachte sehr willkommene Knackwürste nebst frischgebackenen Brotlaibchen diese Erinnerung aufzufrischen. Mein Vater war auch dabei, er hatte den Proviant in seinem „Schulsack“ mittragen dürfen und die ganze Scene in autographischen Notizen, worin er die wichtigsten Erlebnisse seines Lebens in seinem siebzigsten Lebensjahre aus dem Gedächtnis niederschrieb und die wir erst später vorfanden, geschildert. Barbenègre erkannte seinen Bürgerkameraden wieder und zeigte sich hoch erfreut. Mit den Viktualien in der belagerten Festung scheint es sehr schlimm bestellt gewesen zu sein. Das Brod, das man uns zeigte (schreibt mein Vater), war nicht nur steinhart, sondern, wenn man es brach, so ragte aus dem sogenannten Mehl reichlich Strohhäcksel heraus.

Da ich früher einmal an anderem Orte einzelne Scenen aus dem Leben meines Vaters erzählt habe, die auch für andere Basler insofern ein Interesse haben, als sie uns einige Blicke in eine gewisse Epoche unserer Stadtgeschichte thun lassen, so ergreife ich hier gern die Gelegenheit, einige früher aus mündlichen Mitteilungen geschöpfte Notizen nunmehr aus den genannten schriftlichen theils zu berichtigen, theils zu ergänzen. Ich citiere wörtlich was folgt:

„Anno 1815 machten etliche Schüler unserer Klasse auf dem Münsterplatz das sogenannte „Barrenfulzi.“ Im besten Zug zielte ich auf einen meiner Mitschüler und traf zufälligerweise, aber nicht absichtlich, den Exkönig Gustav Adolf, der sich in unsere Barre begeben hatte, an den linken Backen. Er sprang mir nach, ich aber, flinker als er, ließ mich nicht erwischen. Da verklagte er mich beym damaligen Rektor Miville, welcher mich zu zwölf Streichen auf den Podex verurtheilte nach dem bekannten Spruch:

Nominativ: leg' di!

Genitiv: streck' di!

Dativ: über der Bank!

Akkusativ: mach' nit lang!

Vokativ: o weh! o weh!

Ablativ: 's iich scho g'scheh!

Anno 17 war ich in der Lehre in der St. Johann, wo unser Held Gustav rheinseits ein Haus hatte und jeden Morgen um 10 Uhr bei unserer Boutique vorbeistolztierte. Ich dachte an eine Revanche zu „Nominativ leg' di“ u. s. w. und fand gleich eine, nämlich so: Ich nahm ein kleines Reislein von ca. 1 $\frac{1}{2}$ Schuh und bohrte ein Löchlein hinein, zog eine Schnur hindurch, und richtig kam er. Ich paßte ihm auf, der Kellerladen war schon offen und das Reislein auf der Straße; ich zog aber eine Sekunde zu früh und sprang mit meinem Reislein flugs die Stiege hinunter in's Holzhaus. Majestät trat ins Haus, nach mir fragend. Die Meisterin glaubte wirklich, ich wäre den ganzen Morgen im Holzhaus und erwiderte ihm: „Gewiß, Herr Majestät, der Beppi ist den ganzen Morgen drunten.“ Man holte mich und als ich heraufkam, war Majestät in der Boutique: „Du Schlingel hast mir eine Falle gelegt!“ welches ich natürlich verneinte. Er mied ferner unser Haus und ging immer auf der anderen Seite.

Im Jahre 21 kam mein Bruder Achilles als Commis voyageur nach Zürich und besuchte mich dorten. Es war ein Sonntag — und lud meinen Meister, meinen Landsmann Grüninger und mich zur Mittagstafel im Storchen ein. Zu meinem größten Erstaunen befand sich als Nebengast mein Bürger Gustav da, mit welchem mein Bruder den Hanswürst spielte und immer mit dem Glas anstieß. Ich wollte nicht mit ihm anstoßen; auf meines Bruders Frage, warum? antwortete ich: „Ich will dir's später erklären.“ Gustav wollte nicht ablassen, da er jetzt wußte, daß wir

Brüder waren, und forderte mich auf zu erklären, was ich gegen seine Person einzuwenden habe; alsdann war ich bereit, ihn an öffentlicher Tafel bloßzustellen: „Bürger Gustav, ich bin derselbe, der Ihnen auf dem Münsterplatz auf den linken Backen getroffen, aber nicht vorsätzlich, und wurde durch Ihre Anklage bei Rektor Miville bestraft; ich bin derselbe, der Ihnen das und das u. s. w. Wäre ich nicht unter strenger Aufsicht meiner Eltern und meines Lehrmeisters gewesen, so würde ich getrachtet haben, Ihnen aus Ihrem rothen Rattenschnauz Haar für Haar auszureißen.“ Der Kellner wies mich, wie es recht war, zur Ruhe, auch Gustav beruhigte sich und ließ Champagner aufwischen. Mein Muth war gekühlt, die sämtlichen noch anwesenden Gäste wollten aber das Nähere wissen, welches das größte Gelächter gab. Mein Meister glaubte sich schon mit mir in Prison.

Ein anderes Erlebnis erzählt mein Vater also: „Anno 1815, während der Belagerung von Hüningen unter dem französischen General Barbenègre saßen wir drei Buben, Müller, Tschopp und ich, mit circa 12 Zürcherkanonieren auf einer steinernen Bank, wie es damals Sitte war, und plauderten miteinander. Es war halb zwölf Uhr; plötzlich kommt ein Regen und wir flüchteten uns alle in das Stachelshützenhaus. Raum waren wir daselbst zwei Minuten unter Dach, da kommt aus dem großen „Lisp“ aus Hüningen die furchtbare Bombe, zererschlug das Häuflein und die Linde daran, wo wir zwei Minuten vorher gesessen waren, in tausend Stücke und machte ein Loch von oben weg 60 Schuh im Quadrat. Nicht übel gezielt; denn unser Beschützer, Erzherzog Johann, welcher Hüningen blockierte, hatte sein Hauptquartier im Werthemann'schen Hause, bloß 120 Schritte von dem Platze entfernt wo sie platzte.“

Jeder Basler, er mag Trommler sein oder nicht, hat auch noch in seinem spätern Alter, mag er weilen wo er will, eine Erinnerung an den Basler Morgenstreich. Aber auch Fremden pas-

fiert das, wie folgendes Beispiel zeigt, das mein Vater auf seiner Wanderschaft in Marseille erlebte. Er schreibt: Eines Sonntag Nachmittags, als ich auf einem Gang durch die Stadt meinen Freund G. aus dem Auge verloren hatte, ging ich in ein Restaurant und trank ein Glas Bier. Ich glaubte in dem Saale ganz allein zu sein und fingerte auf einem neben mir stehenden Teller ganz unwillkürlich den Morgenstreich. Plötzlich trat ein Herr zu mir, der seine Tasse Kaffee trank, und fragte mich höflich: Vous êtes Bâlois, Monsieur? — A votre service, Monsieur, mais je n'ai pas le plaisir de vous connaître. — Monsieur Greuve. Vous avez battu avec vos doigts la réveille du carnaval de Bâle où j'étais pendant trois ans en état de volontaire dans la maison Ehinger & Cie., Aeschenvorstadt. Dann mußte ich ihm versprechen, künftigen Sonntag Morgen auf seine Campagne zu kommen, er werde mich abholen lassen — was er auch that. Angelangt in dorten, fand ich eine schöne Regimentstrommel und trommelte den Morgenstreich, daß das ganze Haus zitterte. Herr Greuve schloß sich nun in ein Zimmer ein und weinte dort, wie er mir selbst bemerkte, Thränen der Freude. Seinen Knaben von 10 und 12 Jahren erzählte er mit Thränen in den Augen die Geschichte von dem Basler Gaudium, welche er in den drei Jahren dort durchgemacht und ersuchte mich, Marseille nicht zu verlassen, ohne ihn vorher zu besuchen, welches ich auch that. Er empfing mich mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft und schlug mir sogar vor, in vier Wochen mit ihm die Reise nach Philadelphia, natürlich auf seine Kosten, zu machen. Ich war gern dazu bereit, aber wollte vorher noch die Antwort meines Vaters abwarten, den ich um seinen Rat, respektive seine Erlaubnis zu fragen mich verpflichtet fühlte. Der Entscheid fiel abschlägig aus, welches ich anfänglich bedauerte, später aber mich darüber tröstete, denn wer weiß, was aus mir geworden wäre? Und wer garantiert

mir, daß ich mich in dorten glücklicher gefühlt hätte als in dem schönen Frankreich und später in meiner lieben Vaterstadt Basel?

Mit 14 Jahren hatte mein Vater seine Schulbildung am hiesigen Gymnasium absolviert und war dann bei seinem Vetter Logz, dem Küfer in der St. Johannvorstadt, in die Lehre getreten. Als seine Lehrzeit drei und ein halb Jahr später zu Ende war, war er zu jung um zum Wanderstab zu greifen und brachte noch anderthalb Jahre in einem hiesigen Handlungsgeschäft (Firma Wieland & Hauser im Löwenzorn) zu, wo er von seinen Prinzipalen mit aller Liebe behandelt wurde. Dann ging's auf eine sechs und ein halb Jahre dauernde Wanderschaft durch die Schweiz und hauptsächlich durch Frankreich; durch letztere war reichlich dafür gesorgt, daß der Besuch des sogenannten Welschlandes zur Erlernung des Französischen nie vermißt wurde. Nicht nur der Aufenthalt im eigentlichen Frankreich und der tägliche Umgang mit Franzosen machte ihn mit der französischen Sprache vertraut, sondern auch die Lektüre. Er hat Zeit seines Lebens vielleicht mehr französische als deutsche Bücher gelesen und war schon in der Fremde bestrebt, die Lücken seiner Bildung durch Lektüre auszufüllen. Besonders liebte er geschichtliche Werke und unter ihnen wieder war es ganz besonders die Geschichte Napoleons und seiner Zeit, die ihn mächtig anzog. Er hat noch in seinen alten Tagen, als er schon durch einen Zufall die Sehkraft des einen Auges völlig verloren hatte, seine *Histoire de la grande armée en 1812* von Ségur wieder gelesen — ich weiß nicht zum wie vielten Mal, wußte überhaupt über die napoleonische Zeit Bescheid wie ein zünftiger Gelehrter und sprach über die Generale und Marschälle des großen Korps, über einen Ney, Soult, Masséna, Davoust u. s. w. so vertraut und sachkundig, als wenn er mit ihnen jahrelang in demselben Hôtel gewohnt und neben ihnen am Tisch gespeist hätte. Darum war er auch im Stande, in einem gedruckten Werke unrich-

tige Daten, besonders Jahreszahlen, aufzufuchen und zu berichtigen. Das geschah z. B. einem französischen Schulbuche meines Lehrers Louis Girard, mit dem Auftrag an mich, jenen Befund dem Lehrer mitzuteilen. Pflichtgemäß that ich dies und Girard war erstaunt, nicht sowohl über seinen Irrtum (den er am folgenden Tage zugab) als über die Persönlichkeit, von welcher ihm die Belehrung zu teil wurde.

Mit der Schule, (dem Gymnasium) scheint es in dem ersten Decennium des vorigen Jahrhunderts in Basel nicht besser bestellt gewesen zu sein als anderswo. Der „eigenartigste“ Lehrer, von dem man (auch mein Vater) am meisten und zwar nicht gerade Schulmäßiges und Pädagogisches zu erzählen wußte, war jener schon oben genannte Magister Kölner, der Vater des „Sauren.“ Und doch scheint dieser sonderbare Kauz, trotz seiner Schrüllen und Abnormitäten, von denen die allzu eifrige Verehrung des Gottes Bacchus die bedenklichste war, an wirklichem Talent und Lehrtalent seine Kollegen übertroffen zu haben. Nur daß letzteres mit sehr ungehörigen Zuthaten verquickt und überwuchert war. Wenn es ihn z. B. beständig am Rücken juckte, so mag er wohl an dieser Hautaffektion schuldlos gewesen sein, wenn er dann aber gewisse Lieblingschüler mit dem Auftrag beehrte, ihm mit seinem eigenen Mehrrohr, das er sich zwischen Hemd und Haut einschieben und hin und her bewegen ließ, den Rücken zu kratzen, so paßte das nicht gerade in den Rahmen des Unterrichtsfaches und war auch kein Mittel zur Förderung des Respektes. Und es war noch nicht das schlimmste und unanständigste, das sich dieser hyperoriginelle Pädagoge erlaubte. Dagegen wußte er im „Geschichtsunterricht“ seinen Schülern wirklich zu imponieren, denn er hatte seine hochdramatischen Momente, die er auf Verlangen der Schüler auch in andern Stunden zum besten gab. So war ein berühmtes und gern gehörtes und gesehenes Stück seine Schilderung vom Morde Julius

Cäsars, worin Kölner des letzteren Rolle übernahm und mimisch darstellte. Gesah diese Darstellung zu ungehöriger Zeit, d. h. nicht innerhalb des Rahmens der Geschichtsstunde, so mußte ein Schüler draußen im Gang Wache stehen, um, falls etwa der strenge Rektor nahte, den Herrn Magister zeitig avisieren zu können, damit dieser das Kostüm Cäsars rasch abstreifen und mit seinem eigenen vertauschen konnte. Dieses Kostüm ist nicht ganz bildlich zu verstehen, sondern Kölner hatte, wenn er in besagter Scene agierte, stets seinen Mantel (vulgo Schanzenläufer) zur Hand — wenigstens im Winter — und wenn er dann, ausnahmsweise in untadeligem Hochdeutsch, den Text sprach: „Als er (Cäsar) nun aber auch seinen Sohn Brutus auf sich eindringen sah, rief er: ‚Auch du, mein Sohn!‘ — so auch Kölner — verhüllte er das Gesicht mit seinem Mantel — (das that auch Kölner in echt antiker Drapierung), — sank mit 23 Wunden von seinem Sitze nieder — (dito Magister Kölner auf den Fußboden) —, und Rom sank mit ihm!

Das war ein Stück „Anschauungsunterricht,“ wie es seither unsere Schulen nicht mehr erlebt haben.

Das gesegnete Weinjahr 1834 machte dem Leben und Wirken unseres Magisters ein Ende, wie er solches vorausgeföhlt hatte. Ein Wunder war es nicht! Ob die Schüler von der Weinseligkeit des Magisters etwas merkten, ist mir nicht bekannt geworden.

Eine Zeitlang muß auch ein gewisser Weiland am Gymnasium das Schulcepter geschwungen haben, auch kein Verächter des Bacchus, wenigstens sangen die Schüler über ihn — das Einzige, dessen mein Vater sich noch erinnerte — die Spottverse:

Sol, sol, sol,
Der Weiland isch voll!
Sol si ut,
Er isch kaput.

Also doch wohl ein Gesangslehrer!

Dasſelbe Amt verſah auch ein Kandidat Stähelin (Kandidaten gab es damals und auch ſpäter noch an unſern Schulen mehr als nötig war). Dieſer Herr Kandidat wußte nicht nur den Taſtſtock, ſondern auch den Prügelſtock tüchtig zu handhaben, beſonders wenn ſein Geruchsorgan durch das Parfüm abgelagerter Äpfel verletzt wurde. „Welches Schwein ſtinkt nach Äpfeln?“ war ſein gewöhnlicher Ausruf, wenn er in die Klaſſe tretend einen ſolchen Geruch zu verſpüren glaubte — und wehe dem, der als Träger der verbotenen Frucht ſich ertappen ließ! Nun brachte mein Vater einmal von zu Hauſe Kompoſtäpfel („Gumpiſtäpfel“) mit, wie ſolche zu ſeiner Zeit und auch noch lange ſpäter in bürgerlichen Häuſern von Rechtswegen zum Inhalt einer Sauerkrautſtande gehörten. Geruch und Geſchmack derſelben ſind bekanntlich gleich „piquant;“ kein Wunder alſo, daß des Herrn Kandidaten Naſe den Unſug witterte. Die Aufforderung an den Uebelthäter, ſich zu ſtellen, war vergeblich, daher folgte eine Unterſuchung von Bank zu Bank, Mann zu Mann. Mein Vater wußte, was ihm drohte, und in ſeiner Seelenangſt, vor welcher die Nächſtenliebe momentan Reißaus nahm, applizierte er ſeinen Apfelvorrat in die klaffende Kamijoltaſche ſeines Nachbarn Luſas Fäſch, damals Waiſenknaabe, ſpäter Wiefenbannwart (Wiefenbammert). Die Waiſenknaaben zeichneten ſich nämlich durch die großen Seitentaſchen ihres Wamſes (Kamijols) aus, in welchem Platz für allerlei Nötiges und Unnötiges in Ueberfluß vorhanden war. Das Entſetzen des Schülers kann man ſich denken und nicht weniger ſeine Proteſtationen, als er ſich für den entlarvten Böſewicht gehalten und alle ſeine Unſchuldsbeteuerungen ins Waſſer fallen ſah; denn der jähzornige Lehrer wollte von keiner „Ausrede“ hören und ſchlug unbarmherzig auf das unſchuldige Opfer los. Eine Sühne von Seiten meines reuigen Vaters trat erſt viele Jahre ſpäter ein, nämlich als Luſas Fäſch bereits längs den Ufern der Wieſe ſein bannwärtiges Amt verſah. Wenn ihn

dann abends sein Weg amtlich oder unamtlich vor das Aeschenthor führte und mein Vater ihn zufällig oder auch nicht zufällig gewahrte, so wußte der alte Schulkamerad wohl, daß ihm dann ein „Gläschen“ gegönnt war, dessen „Blume“ lieblicher duftete als die eines „Gumpistäpfels.“

Da ich oben einen Gesangslehrer erwähnt habe, so möge es mir gestattet sein, hierorts auch einen kleinen Abstecher zu machen auf das Gebiet des Gesangs, nämlich des damaligen im Vergleich zum heutigen. Wenn ich meinen Vater singen hörte — er pflegte diese Liebhaberei bis in sein hohes Alter, und zwar bei der Arbeit sowohl wie in den Pausen derselben — so wollte es mir immer vorkommen, als müßten die Kehlen unserer Väter und Großväter anders beschaffen gewesen sein als die unsrigen und die unserer Kinder. Heutzutage, wenn jemand, Züngling oder Fräulein, sich zum Eintritt in ein Kränzchen oder einen Gesangsverein meldet, so hat er sich vor allem darüber zu erklären, in welcher Stimmlage sich sein Gesangsorgan bewege, ob in der höheren oder mittleren oder tieferen, d. h. ob er zum Tenoristen, Baritonisten oder Bassisten oder, wenn ein Fräulein, ob es zur Sopranistin, Mezzosopranistin oder Altistin geschaffen sei. Früher scheint man darauf keine oder doch weniger Rücksicht genommen zu haben. Mein Vater wenigstens bewegte sich mit der gleichen Leichtigkeit in allen Stimmlagen. Es war ihm ganz einerlei, ob er die Baskarie des „Sarastro“: „In diesen heiligen Hallen“ u. s. w. oder die Tenorarie des Tamino aus derselben Oper: „Dies Bildnis ist bezaubernd schön“ u. s. w. oder eine andere für Tenor geschriebene Arie sang. Mir oder irgend einem meiner Altersgenossen wäre das, außer durch allfällige Transposition, unmöglich gewesen, und ich zählte es nach meiner Erfahrung zu den allerjeltendsten Ausnahmen, wenn etwa einmal ein Theaterjänger auf unserer Bühne (was ich mit eigenen Ohren hörte) an einem Abend die Rolle des „Grafen“

in „Sigaros Hochzeit,“ an einem andern die des „Fra Diavolo“ oder gar die des „Robert der Teufel“ oder des „Masaniello“ sang — und zwar nicht etwa stümperhaft und mit Ach und Krach, sondern richtig und kunstgemäß. Denselben Eindruck von der Verschiedenheit der Kehlen in früherer und in der jetzigen Zeit erhielt ich auch bei der Lektüre des „Tagebuchs eines Schauspielers“ (wenn ich nicht irre Genast's), der nicht bloß im Schauspiel, sondern auch in der Oper auftrat, wo er Partien von den verschiedensten Stimm-lagen durchzuführen hatte, und dies als etwas zu seiner Zeit durchaus nicht Ungewöhnliches darstellt. In eine Erörterung dieser Frage will und kann ich nicht eintreten, ich überlasse das den Physiologen und stelle bloß das Faktum hin. Mein Vater kannte und sang eine Masse von Melodien — besonders Opern-melodien — nach Text und Komposition auswendig und hatte doch nie Gelegenheit gehabt, ein Instrument zu lernen oder Gesang mehr als dilettantisch und nebenbei zu betreiben. Ich wüßte für jene seiner Gepflogenheit keine andere Ursache anzugeben als seine Liebhaberei für das Theater und sein vortreffliches musikalisches Gedächtnis. Diese Liebhaberei hielt aber freilich nur an für die ältere, klassische Musik (Mehul, Mozart, Boieldieu, Rossini u. s. w.), für die neuere, die sogenannte Zukunftsmusik, war er nicht zu haben. Ich forderte ihn auch nicht auf, sich diesen „Hochgenuß“ zu verschaffen, denn ich wußte, er würde darüber ganz so geurteilt haben, wie einer meiner litterarischen Freunde, ein hochgebildeter und tiefgelehrter, durch Kenntnis und Talent gleich ausgezeichnete und besonders durch seine rücksichtslose, unbestochene Ehrlichkeit und Offenheit als Kenner von Menschen und Dingen anerkannter Kritiker geurteilt hat (Joh. Scherr). Er schreibt:

„In Bonn hörten wir ein großes Konzert mit an, welches nur moderne, modernere, modernste und allermodernste Musik vorführte. Schauer! Wir sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht,

das heißt, wir hörten vor lauter Töne keine Musik. Die Zuhörer und Zuhörerinnen langweilten sich so, daß sie vor verhaltenem Gähnen kinnbackenkrämpfig wurden, klatschten aber doch wütend, wahrscheinlich um sich den Frost aus den Gliedern zu treiben.“ Und weiter: „Hast du denn nicht in diesem Konzert sattfam erfahren, daß die allermmodernste Musik nicht mehr gesungen, sondern nur noch geschrieen sein will? Vokal- und Instrumentalmusik nur noch ein Geschrei, Geräse, Geposaune? Wäre ich auf Broterwerb angewiesen, so würde ich vor den Eingängen der Konzertsäle (und Theater) Buden mit gegerbten Eselsohren zum Kaufen oder Vermieten anlegen. Ein paar simpler menschlicher Ohren hält diese Musik in die Länge nicht aus!“

Mein Vater war ein eifriger Theaterliebhaber, und diese Liebhaberei war neben der Lektüre (vorzugsweise französischer Bücher) sozusagen seine einzige. Er lag dem Vergnügen des Theaterbesuchs, maßen ihm die Zeit gewöhnlich nicht erlaubte, sich à quatre épingles umzukleiden, meist in seinem ordinären Handwerkschurz ob, was mich, den er gewöhnlich mitnahm (natürlich nicht auf die ersten Plätze), einigermassen genierte. Aber man war ja damals noch nicht so pretiös und zeremoniell in Sachen der Kleidung, man hielt sich in dieser Beziehung je nach Stand oder Belieben. Für mich war schließlich die Hauptsache, daß mein Vater mich mitnahm und ich bin ihm dafür zeitlebens und bis auf den heutigen Tag dankbar geblieben. Die letzte Aufführung, der wir mit einander beiwohnten, war die von Vorkings „Czar und Zimmermann,“ allwo er sich an den Schwänken des nasegeführten Bürgermeisters von Sardam höchlich ergözte. Hätte er die gepriesene, „feine Komik“ Bemessers in R. Wagners „Meisterfinger“ gehört und mit jener zu vergleichen Gelegenheit gehabt, so darf ich fest behaupten, er hätte dem drolligen Sardamer Staatshaupt vor dem eingebildeten Nürnberger Pedanten den Vorzug gegeben — welchem ketzerischen

Vorurteil bekanntlich auch heute noch viele und nicht bloß ungebildete Opernfreunde huldigen.

Während den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts scheint der berühmte Schweizer-Komponist, Hans Georg Nägeli, der „Vater des schweizerischen Männergesangs,“ auch im Gesangsunterricht auf der Schule en vogue gewesen zu sein, d. h. die erste Stelle eingenommen zu haben. Mein Vater kannte eine Menge seiner Melodien (samt Text) auswendig. Schade nur, daß diese Texte so oft „von den Grazien verlassen“ und von ungesunder, süßlicher Sentimentalität durchzogen sind. Ich führe hier als Beispiel das Lied vom „Thälchen“ an, das ich so oft aus meines Vaters Munde hörte, daß ich annehmen muß, auch er habe an dem faden Texte einen besondern Gefallen gefunden:

Thälchen sanft dich neigend,
Lächelst hold und schweigend (!)
Wie ein Engelein; (!)
Reizend und bescheiden
Ladest du zu Freuden
Trauter Unschuld ein. (!)

Deinen heitern Himmel
Trübet Mordgewimmel
Rohen Swistes nicht,
Hier (!) wo in Vereine
Freud' und Herzensreine
Blumenkränze slicht. (!)

Heil dir, schönes Thälchen,
Heil auch jedem Seelchen (!)
Sanft und still wie du. (!)
Jede sütt' umschwebe
Gottes Geist und gebe
Stets dir heit're Ruh'.

Man sieht, jede Zeile nichts jagend und abgeschmackt. Glücklicherweise ist auch diesem Produkt, wie so manchem andern aus jener hyperfentimentalen Periode „die heit're Ruh'“ geworden.

Im übrigen — um nicht ungerecht zu sein — ist noch zu meiner Jugendzeit in der Gesangstunde mancher hoch und höchst trabende Blödsinn Trumpf gewesen, so z. B. folgende Strophe, die mir gerade wegen ihrer absoluten Erbärmlichkeit im Gedächtnis haften geblieben ist:

Isorch', aus Schweizerstamm entsprossen
Edlen Vaterlandes Sohn,
Vollem Herzensgrund entfloßen (!)
Strömt dir zu der Weihe Ton (?);
Alle vom Rheine zum Rhodanus-Strand,
Brüder, umschling' uns der Einigkeit Band!

Von diesem verbalen Ungetüm darf man wirklich dasselbe sagen, was ein alter griechischer Dichter von einem zoo-mythologischen: „Vorn ein Löw' und hinten ein Drach', in der Mitte ein Gaisbock.“

Auch aus dem alten Basler Gesangbuch (gottesdienstlichen Charakters) wurden noch zu meiner Zeit in der Schule hie und da Verse (d. h. nach dem heutigen Sprachgebrauch Strophen) gesungen von hie und da merkwürdigem, d. h. für uns Schüler rätselhaftem Inhalt; ich erinnere an das:

Jesu, meines Lebens Leben,
Jesu, meines Todes Tod u. s. w.

Ich gestehe, daß ich schon über das Schwabenalter hinausgediehen war, ehe mir über den tiefen Sinn der zweiten Zeile das Licht aufging, während ich zu der unkorrekten Verkürzung im alten Peremtionsliede (ebendasselbst):

Dein Segen ist's, durch den
Die Kirch- und Schulen blühen —

den Kopf schüttelte, bis ich bei Göthe mehr als einmal ganz dieselbe Lizenz angewandt fand.

Ich schließe, um noch für einen Augenblick zur Schule zurückzukehren, mit einem Lehrere exemplar, das eigentlich, wie sich zeigen

wird, eher ins „Tierbuch“ gehört. Weß Geistes Kind derselbe war, welches Fach ihm in der Schule anvertraut war, weiß ich nicht mehr, nicht einmal, ob er sich Andes oder Anthes schrieb, wüßte ich anzugeben — jedenfalls war er einmal in einem jener ersten Decennien Lehrer (Bikar?) am Gymnasium und pflegte als guter Hausvater auch der landläufigen Sitte, sich alljährlich einmal, vielleicht auch zweimal, für den Hausbedarf ein Schweinchen zu schlachten, will sagen durch einen Sachverständigen schlachten zu lassen, welchem „Familienfest“ er freilich nicht persönlich beiwohnen konnte, sintemal er in der Schule zu amten hatte. So geschah es denn eines Tages, als er eben auf dem Katheder saß, daß die Thüre der Schulklasse, in der mein Vater saß, stürmisch aufgerissen wurde und eine gellende Mädchenstimme hineinrief: „Papa, komm' schleunigst, das Schwein ist dem Metzger, als er auf ihm kniete, ausgerissen und läuft jetzt in den Straßen herum, ohne daß wir es bis jetzt einfangen konnten. Komm schnell und hilf!“ Auf diesen verzweifelten Hilferuf sprang Vater Andes natürlich von seinem Sitz auf, stürzte zur Thüre hinaus und „wir natürlich,“ jagte mein Vater, „hinter ihm und der Tochter her als zünftige Teilnehmer an der „Sauhaß.“ Wir trafen das Tier auf dem „Säupplatz,“ wohin es sich, augenscheinlich instinktiv, begeben hatte, maßen dort sein „Platz“ war. Es hatte sich, wie man sich denken kann, bereits eine Masse anderen Volks an Ort und Stelle eingefunden, so daß der Flüchtling bereits „erlegt“ und unsere Hilfe nicht mehr nötig war. Der gute Andes war getröstet, aber mit der Andacht in der Schule ist es für jenen Tag aus gewesen.“

Meine Leser dürfen es mir nicht verargen, wenn ich sie unmittelbar nach dieser sehr animalischen Atmosphäre in eine geistliche überführe und zwar in eine — Kinderlehrstube; diese Ideenassoziation ist, wie sie sofort begreifen werden, eine bloß lokale. Nämlich: Was man in hiesiger Stadt „Kinderlehre“ nennt, d. h. einen neben

der Schule hergehenden Religionsunterricht, erweckt in mir nicht die angenehmsten Erinnerungen, noch weniger die erhebensten, aber ich darf versichern, daß daran weder die erhabene christliche Religion, noch auch meine eigene Wenigkeit die Schuld trägt, sondern die Persönlichkeit des unterrichtenden Geistlichen. Selbige war zwar unter Umständen und bei gewissen Anlässen mehr weltlichen Charakters recht genießbar, sie freute sich, ganz nach der Vorschrift des Apostels, mit den Fröhlichen, weinte aber weniger gern mit den Weinenden, im geistlichen Habit vollends ließ sie zu wünschen übrig; sie wußte uns Jungen nicht zu „packen,“ oder höchstens am Kragen, bei welchem Kraftmittel gewöhnlich auch der „Bakel“ schwungvoll eingriff und auch Kraftworte schwersten Kalibers mithalfen. Sie paßten übrigens nicht so übel zu der Umgebung, will sagen, der Lokalität, in welcher wir über die himmlischen Dinge katechisiert wurden. Es waren nämlich dajelbst mehr irdische und sogar irdene Dinge zu sehen als nötig war: Töpfe und Pfannen, Glas- und Thonware jeglichen Charakters; daneben ganz intime Hausgegenstände, als da sind Leibwäsche und Strümpfe! Das Eigentümlichste aber befand sich nicht im Gemach, sondern im anstoßenden, bloß durch eine Holzwand abgeschlossenen Raum, dessen Inzassen sich allerdings schon früher durch ein eigentümliches Geräusch verraten hatten, aber erst dann den vollen Beweis ihres vermuteten Wesens lieferten, als sie sich leibhaftig dem Augenschein darboten, und das geschah, als einst bei Abwesenheit des Herrn Pfarrers ein Neugieriger unter uns den Schieber in der Holzwand zurückshob und — die Schweine im Kofen liegen sah. Viele von uns wußten schon damals, was „Pastor“ auf deutsch heißt, nämlich „der Hirt,“ aber es schien uns, der eigentliche und der figurliche Begriff des Wortes sollte ein wenig weiter auseinander gehalten werden, das heißt, das Kinderlehrzimmer und der Schweinestall sollten nicht gerade nebeneinander liegen.

In einem Punkte hatte der Herr Pfarrer recht; freilich lag dieser Punkt nicht in der geistlichen Zone. Er klagte nämlich bitter über gestörte Nachtruhe, und diese Störung geschah erstens an kalten Wintertagen — wo unser Körper der Ruhe noch in höherem Grade bedarf als in lauen Sommernächten — und, zweitens, vorzugsweise gerade an dem Tage, wo der Herr Pfarrer sich behufs der morgenden Seelsorge am meisten abgemüht hatte und nach dem Balsam der Ruhe lechzte: an den Sonnabenden, sientemal sich da Alt und Jung frei fühlte im Hinblick auf den Sonntagsfrieden und demzufolge bis in alle Nacht hinein der Lust des Schlittensfahrens oblag. Die Schlittbahn aber führte ihrer ganzen Länge nach hart am Pfarrhause vorbei, und jedermann weiß, daß die Schlittensfahrer kein Gelübde des Schweigens, wie die Trappisten, abzulegen pflegen. Der Herr Pfarrer und der Schnee waren also keine guten Freunde, und letzterer — so behauptete man — setzte ersterem sogar während der Predigt zu, insofern diese zum öftern ziemlich „frostig“ gewesen sei.

Es kommt sonst, wenigstens in Städten, nicht wohl vor, daß, wenn der Herr Pfarrer durch irgend einen Umstand abgehalten ist, die Kinderlehre zu halten, als Vikar für ihn die Frau Pfarrerin eintritt; bei uns hingegen kam dieser Dekorationswechsel hie und da vor, und zwar zu unserm großen Gaudium, nicht zwar wegen des begreiflichen Lärmens und Radaus, die jetzt ungestört vor sich gehen konnten, sondern wegen des originellen Mittels, das die gute Frau Pfarrerin zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther je-weilen anwendete. Selbiges war nämlich nicht aus der grauen Theorie der höhern Pädagogik hergeholt, für welche die Frau Pfarrerin nicht besonders beanlagt war, sondern aus den sehr materiellen Bekereien der — Chokoladenfabrik und wurde den ärgsten Standalmachern ins Maul gestrichen. Der geneigte Leser wird freilich mit Fug und Recht bezweifeln, daß dieses süße Mittel die

gewünschte Wirkung that, maßen nun wir alle den Mund aufsperrten, um auch ein Quadrat der Chokoladentafel zu erschnappen — und dieses profane Gebahren rückte den heiligen Zweck der Kinderlehre noch mehr in den Hintergrund. Ob der Herr Pfarrer wußte, was während seiner Abwesenheit geschah? Oder ob die Frau Pfarrerin die dem weiblichen Geschlecht so selten eigene Selbstbeherrschung besaß, ihrer Zunge Stillschweigen zu gebieten? Ich habe Ursache dies zu bezweifeln, aber wenn ihr Gewissen von keiner schwereren Sünde gedrückt worden ist, als von der Anwendung jenes Beschwichtigungsmittels oder von der Unterlassung der Beichte, so wird sie ihr jedenfalls demaleinst vergeben werden oder ist ihr längst vergeben worden.

